

Eine Frau werdet ihr nie ohne eine Antwort finden, es wäre denn, ihr findet sie ohne — Feder! Frei nach Shakespears.

Einwanderung und Dienstmädchen.

Die Heiraths- und Dienstmädchenfrage scheinen offenbar diejenigen Themen zu sein, welche „unter uns Frauen“ die lebhafteste Theilnahme finden, wenn man nach der Anzahl der jeweiligen Zuschriften einen Rückschluss ziehen kann und darf. Dieses geistige Interesse ist eine durchaus natürliche Erscheinung, denn sowohl Männer als Frauen bilden ja das Centrum, in welchem sich das Leben der Mehrzahl weiblicher Wesen drehet. In wichtiger Erkenntnis dieser Wahrheit sagte schon unser klassischer Dichterkönig Goethe:

„Welche Frau hat einen guten Mann, Der sieht man's am Gesicht wohl an.“

Nur daß die modern realistische Zeit sich noch folgen, allerdings etwas profanen Zusatz gestatten dürfte, um diesen Theil der Frauenfrage erschöpfend oder genauer zu schildern:

„Und wenn die Hilfe der Frauen gut, Dann sind sie stets bei frohem Muth.“

Doch nun werden die sonst so freundlichen Feinerinnen mich vielleicht verurtheilen, und noch mehr an der geäußerten Richtung meiner Ansichten zweifeln, als es ohnedies bei Gelegenheit der letzten mit dem drohenden Einwanderungsverbot in Verbindung gebrachten Dienstmädchenfrage schon geschehen ist. Nachstehend lasse ich die interessantesten über diesen Gegenstand erhaltenen Schreiben möglichst unzerstückelt folgen, und werde mir nur jene Erlaubnis, einige Randbemerkungen hinzuzufügen. Der erste Brief lautet:

Sehr geehrte Frau Anna! Ich bin es denn wirklich so sehr zu bedauern, wenn unsere Töchter fleißig in der Wirtschaft helfen, müssen sie denn unbedingt außerhalb des Hauses erwachsen werden oder ihren Geist mit dem Schachbrett der höheren Wissenschaft beschäftigen? Von den Familien ganz zu schweigen, deren Kinder das doloce far niente in allen möglichen Verleumdungen genießen.

Sicher ist es vom Standpunkt des Deutschthums, welches in den letzten Jahren hier so prächtig sich entwickelt hat, zu bedauern, daß die freie Zukunft von frischem Blut unterbrochen wird. In Sachen der Dienstmädchenfrage jedoch kann dies nur selten heilsam wirken, da viel nutzlos an lebendige vergewaltete Kraft sich dann vom Parlor und der Straße hinweg in der Küche concentriert.

So manche Dame hätte dann keine Zeit, ihre Begehrlichkeit zu speizieren zu können, so manche Mann würde schneller und freundlicher nach Hause kommen, wüsste er, daß sie es ist, die für ihn sorgt und schirmt. Ist es denn unmöglich, daß der Haushalt einer Familienhäuptlings-Dollarsfamilie von der Hausfrau allein besorgt werden kann? Nach meiner Meinung geht dies sehr gut, es gibt hier genug arme Frauen, die Gott danken würden, wenn man ihnen ein paar Stellen zum Reinmachen, Waschen und Bügeln u. s. w. geben würde; Bäcker, Schlächter, Grocer und Kleinhändler senden ihre Waaren in's Haus; die Kartoffeln schält eine Maschine, und wenn dann die Dame sich nicht scheut, das Geschirre zu waschen und das Deluz aufzuwischen, tenne ich weiter keine schwere Arbeit, die dem Teint, der Schönheit oder Gesundheit nachtheilig wäre, es sei denn, daß sie sich lüchelt, sich in den Fingern zu stechen, wenn eine eilige Reparatur vorgenommen werden muß, die man nicht zum Ausbeißer weggeben kann.

Man schreibt unseren hier geborenen Töchtern doch sonst stets präntlichen Sinn zu; in den von Ihnen, geordnete Frau, redigierten Epochen ist dies doch empfindlich genug hervorgehoben worden, indem Sie selbst erklärten, sehr wohl mit den Verdiensten rechnen zu können, wofür, sagt Ihnen stets vor Augen sein, daß sie einst unbedingt ohne Diensthelfer auskommen müssen; ich weiß, es wird gehen.

Ihre Sie verehrende D. R.

Janwohl, unsere Töchter sollen unbedingt im Haushalt mithelfen, aber leider kommen dieselben ebensoviele wie die Söhne gleich als Erwachsene in die schöne Welt, und die Anzahl der Jahre, wo die Kinder den Müttern nur Arbeit verschaffen, ist eine viel größere, als diejenige, wo sie denselben die Arbeitskraft erheblich zu verringern im Stande wären. Deshalb habe ich schon in dem ersten Artikel hervorzuheben: daß selbst unter einfachen Lebensverhältnissen eine gewisse Hilfe im Haushalt ist, namentlich dort, wo es sich um eine zahlreihe Familie mit kleiner Kindern handelt.

Somit stimme ich mit der Dame vollständig darin überein, daß die Frauen im Parlor und auf der Straße gar viele gute Kraft arg nutzlos vergeuden. Aber auf diese Kategorie ist auch das Einwanderungsverbot mit oder ohne Dienstmädchen mit keinerlei Einfluß. Wenn nur der Mann das nötige Geld herbeizuschaffen im Stande ist, an der Zeit für den Haushalt und die geschmackvollen Läden wird es nicht fehlen.

Uebrigens giebt es ja selbst unter den amerikanischen Hausfrauen der sogenannten fünf und zwanzig Dollar Familien auch heute schon unzählige Arbeiterinnen, die gar kein Mägdchen halten, und doch Muth genug haben im Parlor zu sitzen und „shopen“ zu gehen, denn diese modernen Damen verstehen es eben besser wie die „schmerzhaften Deutschen“ sich Kinder und Gauschaltungsfragen möglichst vom

Halle zu schaffen. Was nun die armen Waise- und Puh-Frauen anbetrifft, so würden sie vielleicht heute schon ebenso häufig verlangt werden, als die Dienstmädchen, wenn sie ebenso verlässlich, pünktlich und preiswürdig arbeiten würden.

Und schließlich steht die von der Dame erwähnte Gefahr des Fingerringens eigentlich nicht in diesem Widerspruch mit meiner Auffassung der Dienstmädchenfrage, denn ich wollte hauptsächlich nur die Falsche für minderwertige Arbeiten, gegen Dausfrauen und Mütter geschützt haben, welche auf die körperliche und geistige Wohlthat der Kinder bedacht, die Versorgung des Hausweins und der Küche und das Instandhalten der Kleider und Wäsche selbst zu versehen bestrebt sind.

Die Verfasserin des zweiten Briefes tritt für ihre Meinung wie folgt ein:

Werthe Frau Anna! Mit großem Interesse lese ich Ihre Artikel „Für unsere Frauen“; viele kostbare Verlen kommen darin vor, ich halte Sie für eine sehr kluge und geistreiche Frau und freue mich, daß endlich eine deutsche Frau das Wort führt. Gestern Sonntag aber bin ich ganz irre geworden; ich gebe nicht viel auf die hübsche Politik, habe aber mit Freunden die Kunde von der Emigrantenbill begehrt. Nun zu meinem Erstaunen spreche Sie sehr dagegen, weil die Frauen (Hausmütter u. s. w.) dadurch beehdigt würden — und zwar durch das Aufheben der Dienstmädchen-Einwanderung. Diese solle den Frieden, die Ordnung und alle Freude der häuslichen Stube stören? Also, die verachteten Dienstmädchen kommen nun doch zur Geltung.

Gibt es nicht Frauen der Menge hier? Warum können diese nicht arbeiten? Ich für mein Theil habe viel mehr Respekt vor einem anständigen, braven Dienstmädchen, denn vor allen den Ladenmädchen, Fabrikmädchen und sonstigen Mädchen, die alle Morgen und Abend die Straßen durcheinander und müde und abgekümpft, verhungert und verfrorn nach Hause eilen. Was bleibt ihnen, nachdem sie Board, Rent, Schuhe, Kleider u. s. w. bezahlet? Nicht viel oder gar nichts — und dabei geht noch sehr oft die Moral in die Brüche.

Dereilen ist das Dienstmädchen unter Dach und Fach, hat warme Köpfe und in der Regel ihr Zimmerchen und am Ende des Monats ihren vollen Gehalt, und viele verachteten Dienstmädchen werden fast alle bald verheiratet, weil sie gesund, tüchtig und fähig sind, einem einfachen Manne eine gute Frau zu werden.

Meine Eltern waren reich und hatten viele Leute, wir Kinder wurden gelehrt, nur bittend zu den Dienern zu sprechen. Nichts macht mich so verächtlich fühlen, als dieser dumme Hochmuth von Frauen ihren Dienerinnen gegenüber, es beweist Mangel an Bildung, Herzlosigkeit und Gebeiztheit. Alle reichten Mädchen sollten lernen die Hausarbeit zu thun, wenn sie arm werden, verstehen sie es, und wenn sie Herrinnen werden, können sie die Diener unterweisen. Ich habe nie gehört, daß Arbeit im rechten Sinne der Gesundheit schädlich ist. Ich bin die Frau eines Arztes und habe genug gelernt, um das zu verstehen. Wohl aber, kommen Nervosität, Hysterie und andere Zustände durch Faulenzen zu Stande. Hier im Lande, wo ich wohne, sind fast nur Amerikaner, ich kenne sehr feine, gebildete Frauen, sie thun alles selbst, weil es sehr schwer ist, außer Fräulein, Hilfe zu bekommen. Sie geben ihre Wäsche den Negersinnen und ich muß sagen, die Häuser sind auf's Reinlichste. Schönheit oder Gesundheit nachtheilig wäre, es sei denn, daß sie sich lüchelt, sich in den Fingern zu stechen, wenn eine eilige Reparatur vorgenommen werden muß, die man nicht zum Ausbeißer weggeben kann.

Einmal will ich hoffen, sollte die Bill von Herrn Gandler durchgeht werden, also die Dienerschaft rar und nur noch für sehr reiche Leute möglich sein; dieselbe zu halten, das es dann Kaffeeklatsch ohne Dienstmädchenbräutig gibt; und ferner, daß die hässlichen Schillingfellebste in's Kammer gehen werden, denn es wird dann kein nachgehendes, stehendes Dienstmädchen zu finden geben; Mädchenmeister Schmalhans geht dann auf Reisen. Denken die Frauen nicht darüber nach, wie großlich, wie beleidigend es für ein eprisches, anständiges Mädchen ist, Alles vor der Nase zurechtzuweisen zu bekommen? Wie würde das ihnen selber gefallen? Wer mir mit Mitleiden entgegenkommt, dem traue ich gewiß nicht — ich habe viele, verschiedene Dienerinnen gehabt, niemals aber meine Speisekammer verabschlössen. Bis heute habe ich nicht entdeckt, daß ich bestohlen wurde; ich verstand es, die Liebe und Achtung meiner Leute zu erziehen.

Es grüßt Sie auf's herzlichste Sophie E. ...

Indem die Dame zuerst einräumt, daß nun die „common servants“ doch zur Geltung gelangen und gleichzeitig den anfänglichen Dienstmädchen den Vorzug vor „Shopgirls“ ertheilt, bestreitet sie das Hauptmoment, weshalb auch ich für den festen Zuflucht von diesen so energisch eingetreten bin. Weil auch ich die anfänglichen Dienerinnen schätze, die wir aber unter den Kindern dieses Landes nicht zu finden im Stande wären, aus dem einfachen Grunde, weil diese eben es sind, welche keine „gemeine Wägel“ sein wollen und sich ihren Lebensunterhalt lieber in zweifelhafter Freiheit als Schattendienst leisten. Ferner weiß ich wohl, daß die bräutigamen viel belächelten nervösen Modestrantheiten der Weltbekenner, welche Leiden zu meist im Uebermaß an Zeit und Geld der zarten weiblichen Pflichten wuzeln, jetzt schon häufig vorkommen, und auch in Zukunft weiter auftreten werden, daß jedoch auf diese höheren Ge-

schäftsleiden das Einwanderungsverbot auch keinen tiefen Eindruck ausübt hätte.

Aber das hindert nicht, daß gerade jene anderen minder zarten Frauen, welche heute noch gesund sind, krank würden, wenn sie z. B. für ein halbes Duzend Kinder, „Boarder“ u. s. w. alle häuslichen Berichtigungen allein besorgen müßten, weil mit geringen Mitteln eben abzulie keine Hilfe mehr zu erhalten gewesen wäre. Solche harte Arbeit könnte selbst ein kräftiges grünes Mädchen, um wie viel weniger eine Frau auf die Dauer betragen, wie aus der nachfolgenden letzten Zuschrift zu entnehmen ist.

Das Thema über die Dienstmädchenfrage habe ich mit Spannung erwartet. Man bekommt, scheint es, schon Angst, daß es nicht mehr genug Grünhörner geben soll, die dumm genug sind, für zwei Personen zu arbeiten, und den Lohn für eine selten bekommen. Hier will ich meinen lieben Lesern die Geschichte eines Grünhörners erzählen, welche viele Damen in Erfahrung setzen und viele Mädchen an ihre eigenen Erfahrungen erinnern wird. Vor sechs Jahren kam ein Mädchen aus guter Familie nach New York, um hier das Glück zu suchen, welches sie so heimlich in der Heimath im Stich ließ. Sie hatte die bürgerliche, sowie die feine Küche und alle Arbeit gelernt; wenn auch nicht lange zurück eine Dame behauptete, daß ein Mädchen, welches thöricht, nicht für alle gemeine Hausarbeit und geringem Lohn geht.

Ein grünes Mädchen versteht hier von Kochen und aller Arbeit gar nichts, und es ist deshalb das Beste, zuerst für Hausarbeit zu gehen, auch weiß ein Mädchen, das erst landet, nicht was höher Lohn ist! Das Mädchen dachte, 8 Dollars, die die Dame in Coste Garden zu geben versprochen, sei schon sehr viel. Die Arbeit war nicht zu hoch, denn die Familie bestand nur aus Herr, Frau, fünf Jungen, einer Gouvernante nebst Bruder, einem Piano-Lehrer, zwei Boarders, mit dem Mädchen 14 zusammen. Montag 2 Uhr aufstehen und waschen und was noch alles den Tag über in so kleiner Familie zu thun ist; Dienstag 3 Uhr, bügeln, die Damen des Hauses hüten immer ein wenig mit, auch wollte die Dame nicht das zu frühe Aufstehen. Die Arbeit war da und das Mädchen, welches nebenbei nicht einmal eine Wäschefrau wollte, dachte: besser zu früh, als zu spät. Den Rest der Woche war 5 Uhr die Aufstehzeit.

Dies ging so vier Monate, das Mädchen war zufrieden, die Dame gab ihr anfangs acht, zehn Dollars, bis das Mädchen zu trafen anging. Sie ging zum Arzt, der ihr sagte, die Arbeit sei zu hart. Sie blieb noch zwei Monate, und getraute sich kaum zu sagen, daß es den Platz verlassen wollte. Die Frau war sehr böse, anfangs es selbst zu wünschen. Das Mädchen nahm eine leichtere Stelle als Zimmermädchen, dann eine für bürgerliche Köche; die Dame wollte auch Referenzen, sie wurde natürlich zu der ersten Frau geschickt, wo das Mädchen besonders die letzte Zeit selbst lochte; trophem waren aber die Referenzen gerade darüber nicht zum Besten.

(Nach einem Bericht über den ferner Verbleib, dessen Einzelheiten wir wegen Raummangels nicht bringen können, heißt es schließlich in dem Brief des Mädchens):

Aber es dauerte nicht lange, da kam der jetzige Herr Gemahl, und in drei Tagen war es ohne Referenzen verheiratet und zwar sehr gut. Zwei Schwefelstein von ihr sind in seinen Häusern als Grünhörner gekommen, sind sehr beliebt und die Eine wird sich auch jetzt verheirathen.

Hoffentlich habe ich meine Leserrinnen nicht gelangweilt, denn die Wahrheit ist manchmal ein bisschen langweilig. Auch wünsche ich zum Schluss, daß die Gandler'sche Einwanderungsbill nicht angenommen wird und empfehle mich für heute.

So eben wir also, daß die beiden wichtigsten Faktoren der weiblichen Inzucht, die Diensthelfer- und die Heirathsfrage auf dem Gebiete der Einwanderungsgeheisse sich sogar begegnen, also beide durch ein Verbot gleich hart getroffen worden wären. Da aber weder der liebe Gott im alten, noch jetzt der Senat im modernen Sodom die Gerechten mit den Ungerechten bestrafen, die fleißigen Frauen zur Lebensunterhaltung und viele Mädchen zur Gehilfskraft verdammten wollte, so dürfen wir damals der braven Volk aus, jetzt alle anfänglichen Europäer auch ferner hierher einwandern.

Ein der barocksten Fürsten der napoleonischen Zeit war Emil August von Gotha, der von 1804 bis 1822 regierte. Jean Paul nennt ihn den „personifizierten Aebel“. Er theilte zunächst mit vielen anderen Fürsten seiner Zeit die Schriftstellerleidenschaft und schrieb ein dices Buch über die Liebe zusammen, betitelt: „Kollemon, oder ein Jahr in Actadien“. Die Liebe in Actadien ist ein Actadien in der Liebe und ein Liebes-Jahebertrant in einem Zauberspiegel, so lautet das Motto dieses in mehr als einer Beziehung aus Wunderbare streifenden Werkes. Dann bekehrte ihn eine gemaltige Sammelwuth für „chinesische Sachen“ und jeder Art. Er hatte eine sehr unfinnige Liebe für China, daß er seinem Staatsrathe sogar in Mandarinentradt präsidirte! Napoleon I., mit dem er nach der Jenaer Schlacht zusammentraf, fand Gefallen an dem Sonderling und erlaubte ihm, sich eine Begünstigung auszubitten. Der Herzog begreife — ein reiner Aebel. Der Kaiser wandte sich ab mit einem Ausbruch, der zu groß ist, um mitgetheilt zu werden.

Er verlegnet sich nie. Schweizer. Nun, wie gefällt Ihnen die Segend am Genesersee? — Berliner. Ah! ganz hübsch, bloß ein bißchen zu ablegen.

Die Güte.

Von Christian Ehren.

Maler, Schriftsteller, Sänger und andere berartige Götterliebhaber werden zwar bekanntlich in der Regel eben von diesen Göttern in treue, sorgsame Hut genommen, zuweilen kommt es aber dennoch vor, daß sich auch bei diesen Begnadeten ein Gutmangel einstellt und dann kann die Geschichte unter Umständen recht peinlich werden, denn einen rampionierten Lampen-Golinder kann man allerdings wohl mal ein halbes Jahr lang mit Papier betreiben und zusammenhalten, einen defekten Kopf-Golinder aber nicht.

Derjenige des Schriftstellers J. war in einem Zustande, der das Ausgehen damit am hellen Tage schon langst zur Unmöglichkeit gemacht hatte, denn es regnete bei nähem Wetter direct oben hinein und von einer Klempe war überhaupt keine Rede mehr. Der alte, gute J. kam daher eines Tages in die höchste Verlegenheit, als er bei dem Wirklichen Geheimrath v. P. des Nachmittags eine sogenannte Staatsvisite machen sollte, denn er konnte wirklich mit seinem alten Bibi weder Staat noch Visite machen!

Aber, wie gesagt, die Götter behüten stets ihre Lieblinge, und so denn auch dieses Mal.

Bevor nämlich unser Geisteshebel seine Schritte zu dem hohen Staatsbeamten lenkte, kam ihm noch der eben so nachgelagte, wie gesunde Gedanke, seinen hohen Redacteur und Verleger zuzufinden, um von diesem den üblichen Vorstoß zu erbitten, denn so ganz ohne Baarmittel Staatsvisiten zu machen, ist doch nicht gerade rathsam, es kann einem ja irgend etwas Menschliches passieren.

Kurz und gut, der Schrift- und Wittelsker wurde auch auf das freundlichste, wie immer, empfangen und erhielt selbstverständlich, ebenfalls wie immer, auch seinen vorzüglich motivierten Vorstoß, denn der Herr Redacteur war nicht bloß ein guter, sondern auch ein einmüthiger Herr, der es sehr wohl begriff, daß man im Umgang mit wirklichem Geheimrathen nicht als Schnorrer auftreten dürfe.

Unter den allerberühmtesten Danksbezeugungen verließ also J. seinen lieben Geschäftsfreund, verbat sich energig die hinausbegleitung auf den Korridor und war eben im Begriff, sich seinen großen, als Schöden (außer dem Hütchen) bedeckenden Koffer mit umzubringen, als ihm plötzlich auf dem im Korridor aufgestellten Niederländer ein nagelneuer, blühblauer Brochünder in's Auge fiel, der sofort seine allergroße Aufmerksamkeit und Freude erregte.

„Den haben Dir die Götter gesandt!“ jubelte es in seinem Innern, und mit der Schnelligkeit eines Gedanken, die bei gottbegnadeten Schrift- und Weidensellern bekanntlich noch viel rascher ist, als bei gewöhnlichen Sterblichen, hatte er die vollkommene Beste erfüllt und stürzte sofort die Treppen hinunter, um seine Staatsvisite zu machen.

Das Erstaunen des biederen Verleger-Redacteurs, als er eine halbe Stunde darauf den alten Schöbenedel des niederträchtigen J. an seinem Garderobenschrank frangen sah, ist unmöglich zu beschreiben, weshalb ich dies auch hier unterlasse. Da er aber, wie bereits erwähnt, ein überaus prächtiger und gutbürgerlicher Mann war, der außerdem auch noch mehrere Glimmerhüte sein eigen nannte, so jürnte er nicht weiter und machte von der Geschichte zunächst kein Aufhebens.

Am nächsten Morgen ging er jedoch, theils um sich sein rechtmüthiges Eigenthum wieder zurückzubekommen, theilweise aber auch, um dem frechen Kunden mal ordentlich den Text zu lesen, zu seinem „verehrten Mitarbeiter“ auf die fünf-streppige Hinterhausbude, den treppentlofen Bibi allerdings nicht etwa auf dem Kopf, sondern sorgsam in Papier gewickelt in der Hand tragend. Er traf den schamlosen Altsenator denn auch bereits vollständig zum Ansehen angezogen und, mit dem wohlgehaltenen Beutefuß auf dem Kopf, gerade im Begriff, seine elende Bude zu verlassen.

Anstatt daß aber, wie man wohl hätte erwarten können, der Verbrecher nunmehr in größter Zerknirschung eine tüchtige Strafpredigt über sich hätte ergießen lassen sollen, ergriff derselbe zum vorläufigen Erstaunen des geschädigten Gutsbesizers selbst das Wort, indem er unter unausgesehenen Büdingen selbst das Wort, indem er unter unausgesehenen Büdingen folgendermaßen loslegte:

„Aber nein, liebster Herr J., das kann ich denn doch wahrhaftig absolut nicht verlangen, daß Sie mir nun auch noch selbst mein Eigenthum wieder zurückbringen! Das kleine Verbrechen war ja doch auf meiner Seite, und eben wollte ich daher zu Ihnen, um mir die sehr werthvolle Kopfbedeckung wieder zurückzubekommen! Der Hut stammt nämlich noch von meinem seligen Herrn Vater her, wie Sie mir wohl auch gutig glauben werden, und ich daher, nachdem ich heute früh meinen Verlust bemerkte, eine entsetzliche Angst ausgedrückt!“ fügte er noch erklärender hinzu.

Wie gesagt, der Redacteur war sprachlos. Ja, er war sogar mehr als sprachlos, er war vollständig — daß! Stillhimmelig lenkte er einer solchen unorthodoxen hohen Unvermuthung gegenüber sein Haupt und ging gedankenvoll die Treppen hinunter. Da er aber nicht nur ein ausnahmenseitig humorverdrängiger Herr war, so that er, unten auf die Straße gekommen, folgendes: Er ging in den nächsten Gulladen, erkund für sich schmerzhaft einen wahrhaft unbetrefflichen Kapocher und sandte denselben mit seiner Visitenkarte sofort hinauf zu dem schändlichen Buben von Schriftsteller. Auf der Karte standen folgende Worte: „Mein lieber J.! Damit Sie

das von Ihrem seligen Vater ererbte Eigenthum nicht mehr jedem Wind und Wetter auszu eigen brauchen, dedicire ich Ihnen hiermit ein anderes Exemplar. Hoffentlich werden jetzt derartige Verwechslungen, resp. kleine Verbrechen nicht wieder vorkommen!“

Nicht wahr, das war brav, mehr wie brav! Leider sollte es aber nicht nützen und die Geschichte sollte noch viel, viel tausend Mal schlimmer kommen.

Daß der tüchtige J. mit dem neuen Prachtgolinder solch einen Staat machte und denselben — bei gutem Wetter — auch energig zu Creditweden ausnutzte, ist klar, ebenso wie es selbstverständlich ist, daß er manches Mädchenhändel mit demselben beehrte.

Wenige Wochen später war er aber auch mal mit dem genero Verleger-Redacteur zusammen in dieselbe Gesellschaft zu einem gemeinlichen Besonnten geladen, und da ihm bei seinem roh angelegten Naturell der seine Ton in dieser Gesellschaft wohl nicht besonders behagte, so verließ er dieselbe weit eher als unser Freund, eben der Redacteur. Es war ein sehr stürmischer und furchtbar regnerischer Abend!

Mehrere Stunden später wollte der Redacteur als der Letzte das gestrichelte Haus verlassen; siehe, da hing im Korridor allerdings auch nur noch ein einziger Hut, aber — es war nicht der selbige! Kopfschüttelnd nahm er denselben vom Nagel und entdeckte nimmer zu seiner weitaus größten Verwunderung, daß die Visitenkarte des vorher fortgegangenen J. in demselben steckte.

„Hm! Also wieder eine Verwechslung!“ Wunderbar! — Diesmal konnte die Sache ja aber doch nicht auf eine Niederträchtigkeit hinauslaufen, denn der Hut war ja der eleganteste von allen. Der gute Redacteur legte sich also, auf der Straße angelangt, wie stets, in eine Droschke und fuhr vergnügt nach Haus. — Am andern Morgen seltsam heftiges Lachen an der Klingel des Redacteurs.

„Sie sind's, mein lieber J.? Sie wollen sich wohl Ihren schönen Glimmerhütchen? Nun sagen Sie aber mal, weshalb nicht, wie konnten Sie denselben denn bloß wieder verwechseln? Das Verbrechen ist mir diesmal unerlässlich, absolut unerlässlich!“

Da sieht der bodenlos gemeine, spießbüßige J. den vom Regen und Sturm gänzlich verunfallenen Glimmerhütchen-Redacteurs hinter'm Rücken hervor und grinst:

„Im Gegentheil, durchaus erklärlich! Ich rechne eben mit Bestimmtheit darauf, daß Sie sich eine Droschke nehmen würden und wollte doch Ihr kostbares Geschenk möglichst schonen!“

Das Interview, oder: Staatsmann und Reporter.

I.



II.



III.



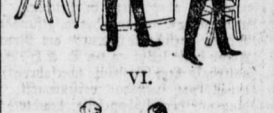
IV.



V.



VI.



— Immer dasselbe. Theater-Director (dem ein Schauspieler die brennenden Kleider vom Leibe gerissen): Zweiund Dank für Ihre Geistesgegenwart, sprechen Sie einen Wunsch aus, wenn es irgend in meiner Macht liegt, er wird Ihnen erfüllt! Schauspieler: So bit' ich um fünfzig Mark Vorstoß!

Recept gegen Reifröde.

(N. Wiener Tagbl.)

In unheimlicher Stille bereitet sich ein Gespenst, das wir für immer abgethan wöhlten, vor, auf's neue in das Reich des Lebens zurückzuführen und die Menschen mit seiner schrecklichen Erscheinung zu quälen. Dieser Revenant ist — man sollte es in unserer Zeit kaum für möglich halten — die Krinoline, der Reifröd. In der That haben wir mit unseren eigenen Augen bereits die Vorböten der Krankheit in einer Modensetzung gesehen, wo einige sogenannte Glotteröde abgebildet waren. Der Anblick war zum Kolendverhändel ist, daß er manches Mädchenhändel mit demselben beehrte.

Wenige Wochen später war er aber auch mal mit dem genero Verleger-Redacteur zusammen in dieselbe Gesellschaft zu einem gemeinlichen Besonnten geladen, und da ihm bei seinem roh angelegten Naturell der seine Ton in dieser Gesellschaft wohl nicht besonders behagte, so verließ er dieselbe weit eher als unser Freund, eben der Redacteur. Es war ein sehr stürmischer und furchtbar regnerischer Abend!

Mehrere Stunden später wollte der Redacteur als der Letzte das gestrichelte Haus verlassen; siehe, da hing im Korridor allerdings auch nur noch ein einziger Hut, aber — es war nicht der selbige! Kopfschüttelnd nahm er denselben vom Nagel und entdeckte nimmer zu seiner weitaus größten Verwunderung, daß die Visitenkarte des vorher fortgegangenen J. in demselben steckte.

„Hm! Also wieder eine Verwechslung!“ Wunderbar! — Diesmal konnte die Sache ja aber doch nicht auf eine Niederträchtigkeit hinauslaufen, denn der Hut war ja der eleganteste von allen. Der gute Redacteur legte sich also, auf der Straße angelangt, wie stets, in eine Droschke und fuhr vergnügt nach Haus. — Am andern Morgen seltsam heftiges Lachen an der Klingel des Redacteurs.

„Sie sind's, mein lieber J.? Sie wollen sich wohl Ihren schönen Glimmerhütchen? Nun sagen Sie aber mal, weshalb nicht, wie konnten Sie denselben denn bloß wieder verwechseln? Das Verbrechen ist mir diesmal unerlässlich, absolut unerlässlich!“

Da sieht der bodenlos gemeine, spießbüßige J. den vom Regen und Sturm gänzlich verunfallenen Glimmerhütchen-Redacteurs hinter'm Rücken hervor und grinst:

„Im Gegentheil, durchaus erklärlich! Ich rechne eben mit Bestimmtheit darauf, daß Sie sich eine Droschke nehmen würden und wollte doch Ihr kostbares Geschenk möglichst schonen!“

Das Interview, oder: Staatsmann und Reporter. I. II. III. IV. V. VI.

Aberschliffenen Stoff Luftballons steigen lassen, das ist ein ungeschickliches Vergnügen; uns aber werden sie damit nicht mehr steigen lassen. Ed. Böhl.

Junge und Sprache.

Die Vorstellung, daß der Verlust der Junge stets auch einen Verlust der Sprache mit sich bringe, ist im Volke allgemein verbreitet. Und doch sind die Erfahrungen im allgemeinen mehr geübt, mit dem Verlust der Junge gar keine oder nur in geringem Grade eine Störung der Sprache anzunehmen. Schon im vorigen Jahrhundert hatte ein berühmter französischer Chirurg Louis mehrere Fälle zusammengestellt, um für die ganz unerwartete Thatfache den Beweis zu führen, daß der Mangel der Junge, sei er angeboren oder in Folge Verwundung oder durch Operation entstanden, die Sprache nur wenig beeinträchtigt. Derselbe Auffassung macht sich gleichfalls noch unter den modernen Chirurgen geltend. So sagt z. B. W. Butlin in seinem Specialwerk über Krankheiten der Junge gelegentlich eines Falles von angeborenem Mangel derselben, der einer deutlichen Aussprache kein Hindernis in den Weg legte: „Dies war ein physiologisches Problem, welches im Anfang des jüngsten Jahrhunderts Zweifel und Erstaunen erregte, welches aber unserer Zeit nicht so fremd vorkommen dürfte. Wir sind Fällen von der Fortdauer einer unbeeinträchtigten Sprache, in denen die ganze Junge entfernt wurde, so häufig während der letzten Jahre gegenwärtig geworden, daß wir keinen Grund zum Staunen finden.“

Auch andere Verhältnisse haben mehr oder minder ausdrücklich die geringe Störung hervor, welche die Sprache in Folge angeborenen Mangel der Junge erleidet. Die vorerwähnte Vorstellung, die ja immerhin auf Grund von Erfahrungen und Beobachtungen sich ausgebildet hat, daß nämlich die Funktion der Junge bei Hervorbringung der Sprachlaute auch bei fast gänzlichem Verluste der Junge fortbestehen oder in irgend welcher Weise erregt werden konnte, bezieht sich allerdings auf den Verlust desjenigen Theils der Junge, den man in der Mundhöhle an der Lautbildung betheiligt sieht und führt; und bei der künstlichen Entfernung wird fast stets nur der obere Theil, wozu man ja im gewöhnlichen Ausdruck die ganze Junge versteht, weggelassen, während am Grunde ein unverletzter Stummel stehen bleibt, der vermöge des Reizes der Muskulatur und der unterliegenden Nerven noch mehr oder minder vollständig die Junge vertreten kann; so fand z. B. bei einem von Jurein beobachteten Mädchen mit angeborenem Mangel der Junge im Mundboden an der Stelle derselben ein Knäuel von 3—4 Linien Höhe vor, der etwas beweglich war, womit sie (portugiesisch) sprechen konnte.

In einem Fall jedoch, den soeben M. W. v. Schulten, Professor der Chirurgie zu Göttingen, in der deutschen „Zeitschrift für Chirurgie“ veröffentlicht, und wo bei einer Bäuerin von 32 Jahren wegen bösartiger Geschwulstbildung die Junge ihrer ganzen Länge nach, von der Basis bis an die Spitze, entfernt werden mußte, blieb die Sprachbildung nicht unbeeinträchtigt. In der Mundhöhle ist von der Junge nur ein kleines Stück verblieben, so viel zur Bedeckung der Hautwunde nöthig war, im Uebrigen erstreckt sich eine glatte Warbe vom Kehlkopf bis an die Innenseite des Unterkiefers, die den Boden der Mundhöhle bildet. Von einem Schlußact, der durch die Junge vermittelt würde, kann nicht die Rede sein, dennoch lernte die Kranke sowohl stiftige als auch weichere feste Nahrung zu nehmen, ohne daß die in die Luftrohre eindringt. Wie ist es nun mit der Sprache? Sie ist fast unversehrt, bis man sich daran gewöhnt hat, so daß die Zimmereingehül ihre Sprache recht gut verstand. Dr. Duquo Pipping, Dozent der Phonetik, untersuchte die Kranke ungefähr zwei Wochen nach der Operation zum ersten Mal, und wenige Tage darauf verließ die Kranke Göttingen. Nach seinen Beobachtungen konnte er feststellen, daß im allgemeinen die geringe Zahl von Sprachlauten, über welche ihre Muttersprache, die finnische, verfügt, durch die Operation bedeutend herabgesetzt worden war. Trotzdem hatte sich die Kranke mit ihren beschränkten Hilfsmitteln eine eigenartige, allerdings etwas dumpf klingende Sprache ausgebildet, indem sie mit erstaunlicher Regelmäßigkeit einzelne von ihren Lauten für ganze Reiben der gewöhnlichen Sprachlaute gebrauchte.

Traum und Wirklichkeit.

Ich lag am Bache und träumte, Die Sonne schien hell und mild; Da sah ich im Wasser sich spiegeln Des Liebchens süßes Bild. Es wollte sie träumend umschlingen Und küßt in die Flut mich hinein — Da ward ich noch wie ein Fudel Und ließ das Lieben sein!

— Der ich laue Lehring. Begehrte: Ich bitte um 25 Pfennige Wacht. — Wegger: Das Stud hier ist für fünf Pfennige mehr. — Lehring: So schneiden Sie für fünf Pfennige runter (da der Wegger für fünf Pfennige zu viel abgemeldet), bitte, schneiden Sie noch für fünf Pfennige runter! Nun nehme ich die zwei Stücke — und da haben Sie — zehn Pfennige.

— Kuriose Decoration. A. Was ist denn das für ein plätscherndes Geräusch? — B. Der Herr Commisarius hat sich gelassen und hat alle Kerzen abgeblasen, die er als Kunstzatter-Fabrikant aus verschiedenen Ausstellungen bekommen hat!